

Freundbilder – Feindbilder

**Vortrag von Prof. Dr. Ingrid Riedel, Konstanz,
anlässlich der Jahresversammlung der SGAP vom 1. Juni 2002 in Bern**

„Freund ist, mit wem man kooperieren kann“: Dafür soll im Tierreich niemand eine bessere Witterung haben, als alte, erfahrene Elefantenkühe. Mit ihnen führe die Herde am besten. Für Zoologen übrigens ein Grund, warum weibliche Tiere so alt werden. Sie seien von unschätzbarem Wert für die Herde: Hätten eine untrügliche Witterung für die mögliche Kooperation, für Freund und Feind. Solche witterungssichere Elefantenkühe könnten auch wir in unseren menschlichen Angelegenheiten gut gebrauchen, nicht wahr?

Doch damit wir uns recht verständigen: Ich spreche heute nicht von Freunden oder Feinden, von solchen, die es sind. Sondern von Feindbildern, von Freundbildern, also von solchen, die uns als Freunde oder Feinde erscheinen. Und womit dies zusammen hängen mag, und wie wir damit umgehen können. Welche Funktion haben Freundbilder, haben Feindbilder? Wie fixiert, bzw. wie flexibel können sie sein?

Erlauben Sie mir, einen Moment aus deutscher Perspektive zu sprechen, zunächst nur aus der Perspektive eines 10jährigen Kindes in den letzten Tagen des 2. Weltkriegs, das ich einmal war. Das ist einfach das erste Beispiel, das mir zu diesem Thema einfällt. US-Soldaten hatten ein Geschütz in dem Areal, in dem wir damals wohnten, aufgebaut und beschossen von da aus eine noch nicht eroberte Stadt, die bisherige Heimatstadt meiner Familie und auch von mir. Da wir in dem Areal des Geschützes wohnten, konnte ich es gar nicht vermeiden, da vorüber zu gehen, wo die US-Soldaten waren. Und einmal ging ich schnell und voll Angst da vorüber und hatte auch meinen 2jährigen Bruder an der Hand. Breit und gutmütig lachend kam ein amerikanischer Soldat auf uns zu und bot uns beiden Schokolade an. Er sprach sogar ein paar Brocken Deutsch. Ich lehnte ab mit der Begründung: Weil ihr noch unsere Feinde seid. Er nickte traurig. Mein kleiner Bruder begann zu heulen. Ich zog ihn weg und ging weiter mit einem ganz komischen Gefühl. Fast schämte ich mich. Ich spürte, dass dies gar kein richtiger Feind gewesen sei. Aber er gehörte zum damaligen Feindbild, zur US-amerikanischen Armee und er gehörte zu den Männern am Geschütz, die gegen unsere Städte und Menschen schossen. Aber er selber? Ich spürte schon damals, er war gar kein richtiger Feind, er wollte uns eher die Angst vor einem Feind ein bisschen nehmen. Nur, die Erfahrungen mit Besatzungssoldaten damals waren sehr unterschiedlich, vielleicht war mein Misstrauen nicht ganz verkehrt. Mein Feindbild war trotzdem ins Schwanken geraten.

Dies alles aber schloss nicht aus, dass wenige Jahre später ich wie alle Deutschen, die Berliner allen voran, zu Hundertausenden dem US-Präsidenten John F. Kennedy zujubelten, als die Amerikaner damals die Inselfestung Berlin gegen sowjetische Übergriffe verteidigten und Berlin durch eine Luftbrücke versorgten. Kennedy tat zudem auf Deutsch den unvergesslichen Ausspruch: „Ich bin ein Berliner“. Aus ehemaligen Kriegsfeinden schienen echte Freunde geworden zu sein, zumal auch Bewunderung eine Rolle spielte: Die Sieger waren in vielem auch die Besseren. Echte Bewunderung galt ihrer politischen Kultur, der Demokratie, die geregelte Opposition, zum Beispiel Pressefreiheit zuliess. Die Kritik der Leser in veröffentlichten Leserbriefen – eine Möglichkeit, die wir Deutschen bis dahin gar nicht gekannt hatten.

Neben tatkräftiger Hilfe seitens Amerikas beim Wiederaufbau Deutschlands und gründlicher Revision des unter Hitler aufgebauten Feindbildes spielte nun doch zugleich eine grosse Rolle, dass ein neues gemeinsames Feindbild aufgekommen war: Sowjetrußland nämlich, die UdSSR, der kommunistische Ostblock, atombewaffnet wie die USA. Der Ostblock müsse die Atombewaffnung des Westens deshalb trotzdem nicht fürchten, so hiess es offiziell, da der Westen niemals einen Erstschlag führen würde. Doch sprach man immerhin von einem „Gleichgewicht des Schreckens“.

Keine der beiden Seiten hat je einen atomaren Erstschlag ausgeführt, wie wir wissen: Beide aber projizierten die Bereitschaft und Fähigkeit hierzu jeweils auf das Gegenüber. Die Feindbilder halfen dazu, die Blöcke aus den verschiedensten Mentalitäten und Nationalitäten, aus den verschiedensten Interessenlagern zusammen zu schliessen – wie es andererseits natürlich auch die Freundbilder taten, einer jeweiligen Interessen- und Wertegemeinschaft von demokratischen, bzw. von kommunistischen Staatsgebilden. So manche unter den mittel- und osteuropäischen Ländern gehörten bekanntlich gar nicht freiwillig zum Ostblock, hatten kein echtes, sondern ein verordnetes Freundbild, z.B. von der UdSSR, die sie durch Okkupation in den Ostblock hinein gezwungen hatte: Und umso wichtiger war für die Führungskräfte dort, das Feindbild des bedrohlichen, kapitalistisch korrupten Westens mit seinen abschussbereiten, hochmodernen Waffensystemen aufrecht zu erhalten. Diese inneren Gegner des Ostblocks wiederum jubelten Gorbatschow, dem Vertreter des bisherigen Feindbildes Russland zu, als dieser den neuen Geist von Glasnost und Perestroika brachte. Das Feindbild Russland begann sich aufzulösen. Wir wussten auf einmal wieder: Es war auch das Russland Dostojewskis, das Russland der Ikonen. Wir alle sind Zeugen dieser Vorgänge gewesen. Und hören in den letzten Tagen von einem Handschlag zwischen Putin und Bush, bei allem, was auch an ungelösten Problemen zwischen den beiden Staaten nach wie vor bestehen mag.

Doch was wurde aus dem Freundbild USA, der einzigen verbliebenen Supermacht? Der Anschluss des wiedervereinigten Deutschlands, der sich erweiternden EU an die USA war bis vor kurzem so eng, dass – trotz mancher politischer Einzeldifferenzen – nach dem 11. September durch den deutschen Kanzler Gerhard Schröder das Wort von der „uneingeschränkten Solidarität“ fiel, das er auch letzte Woche vor dem Besuch Präsident Bushs wiederholte, der aber nach dem Afghanistan-Krieg, nach Bushs Rede von einer „Achse des Bösen“, nach Angriffsplänen gegen den Irak jetzt von den Protesten Zehntausender begleitet war, mit Plakaten gegen Bushs Politik wie „Wir wollen Ihre Kriege nicht, Herr Präsident“, „Herr Bush, Sie sind kein Berliner!“. Für grössere Gruppen der Bevölkerung, nicht nur Deutschlands, sondern wenn ich recht sehe, auch Europas samt der Schweiz, deren Presse diesbezüglich recht kritisch ist, gleitet das uneingeschränkte Freundbild USA zur Zeit zumindest in ein kritisch gesehenes Freundbild, wenn nicht, auch wegen der einseitigen Nahost-Politik der USA, der vielfachen Übergehung der UNO, seiner weltmachtmässig egozentrischen Wirtschafts- und Umweltpolitik, sogar in die Nähe eines Feindbildes. Andererseits versuchen die USA, eine internationale Anti-Terror-Allianz nicht zuletzt dadurch zusammen zu schmieden, dass sie mit aller Absicht ein neues Feindbild aufbauen: Das einer islamistischen Terrormacht, die sich gleich noch zu einer „Achse des Bösen“ auszuweiten droht. Dass diese Vorgänge für die internationalen Beziehungen, die Psychodynamik der Weltpolitik nicht ungefährlich sind, brauche ich Ihnen nicht zu unterstreichen. Ich bin auch nicht in der Lage, sie in ihrer Differenziertheit zu analysieren. Was ich mit diesem Beispiel beabsichtige, ist, meinem Thema entsprechend, nur, aufzuzeigen, was heute kollektive Feindbilder sind, welche Funktion sie haben, welche Gefahren sie bergen.

Welche Funktionen also haben sie? Schon auf dem ersten Blick sieht man, dass sie die eine Funktion haben, eine Grossgruppe unterschiedlicher Herkünfte, Mentalitäten und Interessenlagen zusammen zu schliessen, indem ein gemeinsamer Gegner ausgemacht wird.

Ein Feindbild stiftet Identität: Identität im Gegenüber zum gemeinsam Abgelehnten. Wie las man doch in der amerikanischen Presse, dass die Antiterror-Koalition gegen die terroristische, internationale Al Kaida-Organisation innenpolitisch die USA zusammen schloss, die nach dem Wahlkampf innenpolitisch stark zerrissen gewesen war. Ebenso schliesst natürlich das Feindbild USA, vielmehr das Doppelfeindbild USA-Israel, die unter sich zerstrittene arabische Welt zusammen! Ein gemeinsames Feindbild stiftet auch Wertegemeinschaften, seien es sogenannte demokratisch-christliche, oder sogenannte islamische bis islamistische. Übrigens: Auch wenn man die islamische Welt als Religions- und Kulturgemeinschaft nicht treffen will, trägt doch das ständige Mitklingen des religiösen Begriffs Islam in dem Ausdruck islamistisch dazu bei, den Islam ins Feindbild zumindest einzubeziehen. Wie klänge es in unseren Ohren, wenn man den Westen vom nahen Osten aus als christianistisch oder demokratistisch bezeichnen würde? Wäre da nicht das Christentum, bzw. die Demokratie, mitdiffamiert? Als kapitalistisch lässt man sich allenfalls bezeichnen, da diese Zugehörigkeit wohl unbestreitbar ist.

Feindbilder dienen der Abwehr und Aussonderung, bzw. Ausstossung des Abgelehnten in den eigenen Reihen, vielleicht hat dies sogar eine neurobiologisch-archetypische Grundlage. Tierarten haben naturgegebene Feinde. Aber auch frühe menschliche Stammeskulturen sondern sich voneinander ab, um in ihrer jeweiligen Eigenkultur nicht irritiert zu werden, die z.B. auf Schildkrötenfang, bzw. Kängurujagd aufgebaut ist. Auch Stammeskulturen, gerade wenn sie nahe miteinander verwandt sind, tragen ihre Konflikte vielfach kriegerisch aus, als hätten sie aneinander archetypisch geprägte Feinde. Gerne projizieren gesellschaftliche und religiöse Gruppen eigenes ideologisches Denken, bzw. Fundamentalismus und eigene Gewaltbereitschaft auf die Anderen, von denen sie dann unerbittlich ideologisches Denken und Gewalt erwarten – unser eigenes „Böses“ kann die Anderen zu „Bösen“ machen, ebenfalls, wenn wir es abspalten, anstatt es zu verantworten! Eigene Angst steigert in jedem Fall die Gefährlichkeit des Anderen. All dieses Abspalten ist angstgeboren und angstbesetzt. Wie wurden beispielsweise einige Publizisten angegriffen, die eine Strukturverwandtschaft im spaltenden Gut-Böse-Denken Bushs und dem seiner terroristischen Angreifer wahrzunehmen meinten! Auch diejenigen, die solche polarisierenden Strukturverwandtschaften nicht zu sehen vermochten und die entsprechenden Publizisten angriffen, sassen bereits dem fixierten Feindbild auf! Projiziert aber eine Gesellschaft ihren Schatten, mit dem sie sich auseinandersetzen, den sie verantworten müsste, auf Aussenseiter und Feinde, dann vermag sie sich nicht mehr zu verändern. Dafür sucht sie dann wieder Schuldige: Dafür dass sich nichts verändert, dafür, dass sie sich einigelt in ihre Gefährdung. Das sind dann wieder die Fremden, die sogenannten „schlafenden Terroristen“ beispielsweise.

Im Schatten steckt allerdings neben Destruktion auch „subversive Lebenskraft“ (Verena Kast), das Abgespaltene, das dieser Gesellschaft fehlt: Zum Beispiel die Leidenschaft für ihre Sache, die die Moslems uns vorleben, ihre Hingabe aus ihrer religiösen Bindung heraus. Sie haben ein Ziel, für das sie zu sterben bereit sind. Eine Vorstellung, die uns schaudern lässt? In der Auseinandersetzung mit fremden Menschen fürchten wir allerdings, dass unsere Eigenart verwässert werde, dass wir eine Geborgenheit im gewohnten Wir-Erleben, verlieren könnten. Allein dadurch,

dass ein Mensch mit Fremden in Beziehung tritt, wird seine Identität in der Tat verändert: „Going black“ nannte man das früher, wenn Europäer in Afrika afrikanische Lebensgewohnheiten annahmen! Faszination und Angst streiten sich in dem, der mit einer fremden Kultur ernsthaft in Beziehung tritt. Es gilt dabei: Je tiefer begründet und zugleich elastischer meine Identität und die meiner Bezugsgruppe ist, desto mehr Fremdes kann ich zulassen. Je mehr Freiheit ich oder wir innerpsychisch haben, desto offener sind wir für Fremdes, desto angstfreier Fremden gegenüber, desto weniger geneigt oder genötigt, ein Feindbild aufzubauen. Wir müssten dann auch nicht andere ängstigen, um eigene Angst abzubauen: z.B. auf ziellose Terrorwar- nungen verzichten, wenn sie nur verbreitet werden, damit sich die Verantwortlichen dann nichts vorwerfen müssen, bzw. – was noch kritischer zu sehen wäre – um ein Feindbild aufzubauen, auf das hin man dann eine kriegerische Aktion ansetzen kann.

Deshalb sollten wir unser Augenmerk auf die persönliche Identität und auf kollektive Formen der Identität richten. Wie hängt Identität auch mit Freundbildern zusammen, mit dem Erlebnis eines Wir? So sehr werdende Identität der Abgrenzung gegen Nicht-Identität bedarf, so sehr erwächst sie doch andererseits aus der Zusammen- gehörigkeit, je mehr aus der Zugehörigkeit und Akzeptanz durch ein gegenübertre- tendes Du, das mich liebevoll bejaht; ein Wir, das der Mutter, das des Vaters, der Familiengruppe, das mich trägt, aber auch enthält, so dass ich derzeit noch keine Einzelperson bin. Einzelne, Einzelner werde ich allmählich in der „peer group“, der selbst gesuchten, erwählten Freunde, Freundinnen oder Gleichaltrigen unter mei- nesgleichen. Hier finde ich im günstigsten Fall ein erstes alter Ego, als Mädchen meist eine Freundin, als Junge meist einen Freund, was sehr zur Identitätsfindung im eigenen Geschlecht beiträgt, sodann eine Gruppe Gleichgesinnter, eine Wertege- meinschaft, eine Regelgemeinschaft, die oft, um sich abzugrenzen, nun wieder ein Gegenbild braucht: die bisherige Welt der Familie, im kritischeren Fall, die Welt der gegenwärtigen Gesellschaft. Hier kann es für manche Gruppe Jugendlicher, gerade in ihrer Identität doch recht ungefestigter, wieder ein Feindbild brauchen. Im Ex- tremfall, bei den Skinheads zum Beispiel, sind es die Fremden, die Ausländer, wäh- rend eine Wertegemeinschaft – die von der älteren Generation weitgehend abge- lehnten Unwerte des Neonazismus – diese Gruppe nach innen zusammen kittet. Solche Jugendgruppen können echte Terrorgruppen werden, wie wir wissen. Aber wir sind ja noch beim Freundbild, bei der Entstehung von Freundbildern und deren Funktion. Hier finde ich Zugehörigkeit, Bejahung meiner Eigenart, hier erwarte ich nichts Böses! Freundbilder entsprechen oft einem Ich-Ideal, einem Wir-Ideal, das dem Einzelnen selber entspringt, das er oder sie, wie beim Feindbild auch, nun auf den Freund, die Freundin, die Freundschaftsgruppe projiziert. Oft sind es sogar bei sich selber noch nicht entdeckte, selber noch nicht gewagte Züge, die an Freund oder Freundin entdeckt werden, die an ihr oder an ihm geliebt werden. Erst später entdecken wir – oft erst nach Verlust und Trennung von den Freunden – dass die an ihnen so sehr geliebte und begehrte Eigenschaft eine Entsprechung und Anlage in uns selber hatte. An Freundinnen und Freunden haben wir uns gleichsam unbewusst empor gerankt. Die Freundesgruppe verstärkt die Identität, die Zugehörigkeit, auch gemeinsame Ideale. Deshalb ist sie auch so enttäuschungsanfällig. Die Freundes- gruppe wird dann oft fluchtartig, oft kopflos verlassen, solange man nämlich, wie bei der Mutter, Positives und Negatives noch nicht zusammen halten kann, sondern es aufspalten und abspalten muss. Die Gruppe oder auch der Gruppenleiter, die Grup- penleiterin, die mich enttäuscht hat, wird dann zur negativen Mutter, von der ich mich trenne. So kann es selbst bei dem Freundbild, das eine Grossmacht darstellt, die USA beispielsweise, geschehen. Die Berliner Zeitung schreibt am Vorabend des Bush-Besuchs in Deutschland: „Die Deutschen, deren emotionale Zuwendung zu

den Amerikanern besonders gross und gut gemeint war, deren Solidarität nach den Worten des Kanzlers unbegrenzt sein sollte, sind inzwischen auch besonders enttäuscht. Viele hatten geglaubt, sie könnten den Amerikanern nun etwas von der nach dem Krieg erfahrenen Solidarität zurückgeben. Sie fühlen sich abgewiesen von dieser Regierung in Washington. Das schlägt sich in den jetzt geringen Sympathiewerten für Bush und seine Politik nieder“.

Das Freundbild wankt wegen mangelnder Gegenseitigkeit. Es wankt, weil die Freundesprojektion – sicher eine Projektion – sich nicht mehr mit der erfahrenen Realität deckt. Die Ablehnung bei enttäuschter Zugehörigkeit kann so stark werden, dass man Sympathien mit dem Feind des Landes, bzw. mit dem ideologischen Feind entwickelt. So erinnern wir uns an die Ho-Tschi-Min-Rufe der Studenten in den westlichen Ländern während der 68er Bewegung. Aus Protest geborene Abspaltungen sind wiederum meist nicht so fruchtbar, wie sie von den Beteiligten erwartet werden, sind sie doch einseitig! Grosse Verbände, in denen sich Gegensätzliches polar zusammen findet, sind meist toleranter und auch stabiler als kleine Splittergruppen, die den Grund ihrer Abspaltung auch weiterhin einseitig verteidigen müssen.

Wo liegen die Grenzen und Probleme von Freundbildern? Das Freundbild beruht oft auf der Projektion eines Wunschbildes meiner selbst, das ich auf den Freund, bzw. die Freundesgruppe projiziere. Wegen der Ideologisierung und Identifizierung wird Kritisches oft heruntergespielt, übersehen, verteidigt: Das Wir-Gefühl lässt unkritisch werden: Right or not right, it is my country. So lautete ein alter englischer Wahlspruch. Wenn ein Freund, eine Freundesgruppe angegriffen oder gar lächerlich gemacht wird, empfinde ich es in diesem Fall wie einen Angriff auf mich selbst. Hier liegt die Grenze uneingeschränkter Solidarität. In Supervisionen kann man es oft erleben, dass der betreffende Therapeut, der einen Fall vorstellt, mit seinem Patienten so stark identifiziert ist, dass dieser nicht kritisiert werden darf. Der Therapeut reagiert, als wäre er ein Stück seiner selbst.

Andererseits gibt es den progressiven Vorgang, dass im Freund sogar etwas bejaht wird, was sonst zu unserem persönlichen Schatten gehört. So bejaht Gilgamesch in Enkidu den so gänzlich anderen. Ein Fremdbild, das fast zum Feindbild tendierte, changiert hier zum Freundbild. Der Feind kann so bedeutend, so überzeugend sein, dass ich ihn nicht ertrage, es sei denn, er würde mein Freund. Im Freund kann ich manches Mal das bejahen, was bisher bei mir im Schatten lag. Manchmal bewundere ich einen bisherigen Feind so stark, dass ich nicht ruhe, ehe er mein Freund wird. Von Menschen, auf die ich ein Feindbild projiziere, kann ich andererseits in jedem Falle auch etwas lernen: Ich kann meinen Schatten an ihnen kennen lernen. Mario Jacoby bringt in einem Aufsatz über Feindbilder das Beispiel eines Patienten, der ihm wütend gegenüber sitzt, nachdem er von seinem Hauswirt angebrüllt und vor versammelter Mieterschaft stark entwertet worden war. Der Patient erwog, einen Rechtsanwalt gegen den Hauswart zuzuziehen. Jacoby konnte aber die Rückfrage nicht unterdrücken, ob er bei dem, was der Hauswirt gegen ihn vorgebracht habe, womöglich doch auch etwas Neues über sich erfahren habe? Eine gewagte Intervention, die der Patient jedoch aufnehmen konnte, und so stellte sich in der Tat heraus, dass der Hauswirt in seiner etwas primitiven Art einige Bemerkungen über die äussere Erscheinungsweise und die Umgangsart des Patienten gemacht hatte, die im Grunde sehr zutreffend waren, die der Patient aber bisher noch nicht an sich wahrgenommen hatte. Der Vorfall konnte nun zum Anlass werden, die Gefühle, die mit seiner speziellen, eher auffälligen Persona zusammen hingen, zu erkennen und zu analysieren. Wegen der Wut des Analysanden musste natürlich auch die Mentalität des Hauswirts mitbedacht werden. Doch konnte der Patient schliesslich, da ihm

an Bewusstwerdung lag, tatsächlich zugeben, von seinem Feind etwas gelernt zu haben. Denn er machte ihn auf Tendenzen aufmerksam, die von seinen Freunden bisher liebevoll und taktvoll übersehen worden waren. Für den Umfang mit dem inneren Feind lehrt uns Jung (in GW 16, S. 189) als die einzige Möglichkeit, den unbewussten Inhalten, die wir bisher abgelehnt haben, praktisch beizukommen: „Dass man versucht, dem Bewusstsein jene Einstellung zu geben, die es dem Unbewussten erlaubt, zu kooperieren, anstatt nur zu opponieren“. Was wusste doch die uralte Elefantenkuh: „Freund ist, mit wem man kooperieren kann“. Aber dazu braucht es oft die Einstellung und Umstellung des Bewusstseins, die dem bisher Unbewussten und Abgelehnten erlaubt, zu kooperieren.

Wie sehen nun, Feindbilder, also Schattenprojektionen in der jung'schen Community – wenn ich einmal so sagen darf – aus, in der internationalen Community, die sich natürlich gelegentlich auch in unserem Institut widerspiegelt? Da gibt es – in grosszügigen Strichen skizziert – diejenigen, die, über den klassischen Fundus jung'scher Psychologie hinaus mehr an einer klinischen Ausbildung und Ausrichtung auch der Jungianer interessiert sind, wozu auch die Anpassung an die Psychotherapiegesetzgebung der jeweiligen Länder zu gehören scheint, die soziale Integration der Jungianer, vor allem der neuausgebildeten Jungianer, an das jeweilige Kassenwesen und Gesundheitswesen. In dieser Gruppierung steht man beispielsweise auch der Forschung unbefangen gegenüber, sei es im Blick auf Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene, sei es im Blick auf Supervision, vor allem aber auch im Blick auf die Effektivitätsfaktoren jung'scher Psychotherapie. Jungianer, die zu dieser Gruppierung tendieren, haben keine Berührungsängste gegenüber der Forschung, sind vielmehr überzeugt, dass jung'sche Analyse und Psychotherapie gut funktionieren, sind deshalb vor allem gespannt darauf, welche Funktionen, Faktoren und Interventionen sich als besonders wirksam erweisen werden; sind auch offen für ideologiekritische Ergebnisse, für solche Anteile der jung'schen Theorie, die sich vielleicht als ideologieverdächtig erweisen könnten. Sie wissen sich auch als die zweite, dritte oder schon vierte Generation nach Jung. Jung und seine Psychologie sind auch historische Phänomene für sie, die es in diesem Sinne zu relativieren gilt.

Dem gegenüber steht in der internationalen Community eine Gruppierung von Jungianern, denen es vor allem darum geht, den sozusagen klassischen Fundus

cher Psychologie und analytisch-therapeutischer Praxis zu betonen und gegenüber verwässernden, verfremdenden und anpasserischen Einstellungen und berufspolitischen Handlungen zu bewahren. Zum klassischen Fundus gehört in ihren Augen die Arbeit mit Archetypus und Symbol, mit Traum und Imagination, die Berufung auf das Unbewusste, dessen Autorität stark betont wird. Der Individuationsprozess wird unter Berufung auf Jung als der eigentliche Heilungsprozess verstanden, die Befähigung, ihn beim Patienten anzuregen und zu begleiten, vor allem in der Lehranalyse zu erwerben, als die eigentliche Qualifikation, der gegenüber die speziell klinische Ausbildung, Diagnosestellung und krankheitsspezifische Konzepte nur relative Bedeutung haben. Die Schriften C.G. Jungs haben hier weitgehend die Funktion von Quellschriften, Grundlagenerkenntnissen, die auch durch die sich wandelnde Hermeneutik nachfolgender Generationen nicht relativiert werden soll, fühlen sie sich doch im Grunde gleichzeitig mit Jung und durch die Wandlungen des Zeitgeistes und der berufspolitischen Lage nur indirekt betroffen. Sondergruppierungen dieses Flügels bilden die um die archetypische Psychologie Gescharten, auch diejenigen, die die spirituelle Dimension, die quasi religiöse Dimension des Seelischen stark betonen; in Amerika als die sogenannten „soul makers“ bezeichnet, ein im Grunde unübersetz-

barer Begriff, den man allenfalls im Sinne von „Seelenbewirker“ oder „Seelendichter“ umschreiben könnte.

Kliniker also gegenüber archetypischen „soul makers“: Dass beide Gruppierungen polar zueinander stehen – auch wenn sich die Polaritäten gelegentlich zu Feindbildern auszuwachsen drohen – dürfte dem unbefangenen Blick unübersehbar sein. Wer von uns arbeitet denn nicht mit Traum und Symbol, mit dem Unbewussten und seinen Archetypen! Beide Gruppierungen können ja nicht ohne die Akzente und Anteile jung'scher Psychologie sein, die jeweils die gegenpolige Gruppierung hochhält, gegen die sie sich aber um der eigenen Gruppierungsidentität willen abgrenzend verhält, oft so weit, dass die gegenpoligen Akzente in den Schatten verbannt und zum Feindbild hochstilisiert werden.

Die mehr klinisch orientierte Gruppierung will dabei jedenfalls mehrheitlich nicht im Ernst auf den jung'schen Fundus verzichten, fühlt sich zum Teil so fest in ihm verankert, dass sie Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen Schulen keineswegs scheut, sondern sucht. Sie begrüsst Forschung, weil sie gewiss ist, den Stellenwert einer psychotherapeutischen Arbeit, die auf dem Kontakt mit dem Unbewussten beruht, wie auf dem symbolischen Material aus dem Unbewussten, sich durch Forschung neu erheben lassen. So hat die Säuglingsforschung, auch die Frühstörungsforschung erwiesen, wie wichtig es ist, die sogenannten präödüpalen Stadien, die am Mutterarchetyp orientiert sind, in der Therapie zu beachten und die therapeutische Beziehung entsprechend zu gestalten (wie es jung'sche Psychotherapie im Unterschied zur Freud'schen auch immer schon tut). Die Altersforschung erwies die Bedeutung des jung'schen Konzepts von der zweiten Lebenshälfte, einer lebenslangen Entwicklung und deshalb den Sinn einer Therapie mit alten Menschen. In den sogenannten RIGS der Säuglingsforschung bestätigt sich die jung'sche Auffassung der Komplexentstehung an Modellsituationen des Zusammenpralls einer Anpassungsforderung an das dafür ungeeignete Individuum. Keineswegs oder nur ganz selten sind die Kliniker bereit, auf Traumarbeit, aktive Imagination, auf therapeutische Arbeit mit Komplexen und Archetypen zu verzichten. Nur wird das Gemeinsame dann weniger bis gar nicht betont, wenn es um Abgrenzung geht und um das Erkämpfen neuer Perspektiven gegenüber solchen, die sich diesen, überbesorgt um das Eigene, verschliessen.

Auch die sogenannten Klassiker in den USA, also soul makers genannt, können nicht ohne die Kliniker sein. Sie können Träume nicht deuten ohne Rückbezug auf den lebensgeschichtlichen, ohne den entwicklungs- und krankheitsgeschichtlichen Zusammenhang und quasi klinischen Kontext, auch störungsbezogenen Kontext des Klienten. Dem Archetyp ohne Auseinandersetzung des bewussten Ichs mit ihm zu begegnen – eine Schlagseite des archetypischen Flügels – erweist sich, auch wenn man den Archetypen und dem Unbewussten noch so viel Priorität einräumt, in vielen Fällen als inflationär gefährdend und stösst so an seine Grenzen. Die Anstösse aus den Forschungen anderer Schulen, z.B. zur Differenzierung der Übertragungsbeziehung, der Traumaforschung oder der Erforschung der Persönlichkeitsstörungen, lassen sich auf die Dauer einfach nicht ausblenden und haben auch die Therapie der klassischen „soul makers“ längst befruchtet. Auch sie kommen ja nicht umhin, in den Schriften Jungs zu gewichten und Prioritäten zu setzen, welchem der komplexen Gedanken Jungs, die auch in den verschiedenen Lebensphasen unterschiedlich akzentuiert sind, den Vorrang einräumen wollen. Auch in der Überlebensfrage der heutigen Analytikergeneration im Blick auf die öffentliche Zulassung angesichts der berufspolitischen Entwicklung, ob sie am Kassensystem Anteil gewinnen, können die Klassiker nicht auf die Vorarbeit der Kliniker und die Zusammenarbeit mit ihnen ver-

zichten. Es geht da vor allem auch um Berufspolitik für den noch nicht etablierten Nachwuchs. Von einer jahrelang eingeführten Praxis auf die Chancen eines Neuanfängers heute zu schliessen, könnte jedenfalls ein Trugschluss sein. Vor allem können auch die „soul makers“ und Traditionalisten nicht uninteressiert daran sein, ob und dass jung'sche Psychologie in der Öffentlichkeit vertreten bleibt. Ich denke, es hätte Jung beeindruckt, zu erkennen, dass heute seine Psychologie und seine Psychotherapie zum Beispiel in Deutschland zum öffentlichen Gesundheitswesen gehört, ärztlicher Behandlung rechtlich gleichgestellt, kassenfähig und damit jedem armen Schlucker zugänglich. (Auch wenn grosse Opfer gebracht wurden, z.B. auch von den Jung-Instituten in Deutschland, denen viele Auflagen im Blick auf klinische Psychologie gemacht wurden, die sie zwar erfüllen, die aber die Studierenden unter hohem Leistungsdruck bei der Stoff- und Pflichtstundenbewältigung stellen, so dass sie manche der spezifisch jung'schen Fächer, die natürlich angeboten werden, wenig besuchen.)

Andererseits: In der freien, einmal zugelassenen Praxis selbst kräht dann im Grunde kein Hahn mehr danach, nach welcher der anerkannten Methoden die Therapie faktisch ausgeübt wird: So dass keinerlei Einschränkung besteht, eine von Traumanalyse, aktiver Imagination, Symboldeutung und dem Individuationsgedanken geleiteten Therapie durchzuführen. Man wird jedoch mit Gewinn, z.B. bei der Traumabehandlung, auch störungsspezifische Sichtweisen und Konzepte von Fall zu Fall einbeziehen können, vorausgesetzt, dass man sie überhaupt kennt.

Es ist deutlich, dass bei Gegenpoligkeit, wobei die Gruppierungen jeweilen einem Pol das ganze Übergewicht geben, der jeweils andere Pol in den Schatten gerät, und deshalb auf die Gegengruppierung projiziert und in ihr bekämpft wird, obgleich er doch unabdingbar zu jeder der Gruppierungen gehört. Neid, Eifersucht, auf einige hervorragende Vertreter und Vertreterinnen der Gegengruppe gerichtet, denen man Schattenaspekte anhängt, können hinzukommen. Dazu eine mangelnde Verträglichkeit für Differenzen, meist aus Angst um die eigene Akzentsetzung geboren, also aus Identitätsunsicherheit. Dabei hätte die Grundregel des sozialen Lebens schon im Kindergarten gelernt werden können: Dass meine Freundin, auch wenn sie blau bevorzugt, während ich rot liebe, doch meine Freundin bleiben kann. Gemäss dem jung'schen Schattenkonzept, dem wir alle verpflichtet sind, müssen wir uns hier fragen, ob wir womöglich eigene Schwachstellen oder auch eigene Sehnsüchte, denen wir widerstehen, jeweils am anderen Jungianerflügel bekämpfen? Falls wir also zu den nüchternen Klinikern gehörten und doch ein starkes Bedürfnis nach spiritueller Erfahrung hätten, die wir aber abwerten, ob wir dann zu denen gehören, die jene andere Spaltung gerne als „soul makers“ oder schwärmerische Esoteriker hinstellen, die den Archetypus womöglich schon auf dem Frühstücksteller mitservierten (so hörte ich's einmal ausgedrückt). Oder falls wir zu den eher ehrfürchtigen, traditionsbewussten Klassikern gehören, die der jung'schen Psychologie und sich selbst doch auch gern einen Platz in der Öffentlichkeit sichern würden, was aber dann nicht zu ihrem Selbstbild passt, dass wir diejenigen, die berufspolitisch mitdenken und ins interdisziplinäre wissenschaftliche Gespräche eintreten, leicht als Verbesserer des jung'schen Denkens und Kollaborateure des Zeitgeists anprangern, vor allem aber als extravertiert! Welch ein Schimpfwort ist dies doch zuweilen unter Jungianern gewesen. Als sich Jolanda Jacoby seinerzeit sehr für die Gründung des Jung-Instituts einsetzte, sollen einige ihrer selbstverständlich introvertierten Kollegen eher herablassend gesagt haben: Sie sei eben eine typische Extravertierte.

Benutzen wir womöglich das Feindbild, das wir da andern Gruppierungen überstülpen, kräftig zur Festigung der eigenen Gruppenidentität, die sonst, weil wir natürlich

in jeder der Gruppierungen viele unterschiedliche Meinungen haben, sich nur schwer herstellen liesse? Wir haben uns doch alle in beiden Gruppierungen stärker wieder zusammen gefunden, seit die berufspolitische Entwicklung uns Jungianer insgesamt zu bedrängen begann. Was hatten wir zu Beginn dieser Entwicklung für überfüllte Sitzungen! Was trüge nun das wieder ernst genommene Schattenkonzept Jungs zur Überwindung von Abspaltungen bei? Jungs Konzept zielt bekanntlich darauf ab, die angstbedingten und angstbesetzten Abspaltungstendenzen des einzelnen und auch grösserer Gruppen, die Schattenabspaltungen und Feindbilder durch eine Gegentendenz zur Ganzheit, zur Integration zu überwinden.

Es ginge also darum, zunächst die eigene Gegentendenz überhaupt wahrzunehmen, anzunehmen, um sie schliesslich in einer Art „innerer Feindesliebe“ ins Selbstbild aufzunehmen, damit sie mitleben kann. Schliesslich geht es uns Jungianern um das Ganze der jung'schen Psychologie, um ihre Komplexität. So sprach Jung auch gerne von seiner Psychologie als einer komplexen Psychologie. Es gelte, die mögliche polare Ergänzung durch den sogenannten Feind, das innere Feindbild, zu begreifen und zu nutzen. Immer könnten wir auch vom Gegenpol lernen. Keine klinische Arbeit also ohne Einbeziehung des Unbewussten, ohne Erschliessung symbolisch-archetypischen Materials! Keine klassische jung'sche Traumanalyse und Förderung des Individuationsprozesses ohne Beachtung des klinischen Befundes und auch störungsspezifischer Behandlungsmethoden! „Ich hatte doch eine Essstörung“, sagte mir kürzlich eine Bekannte, deren klassisch-jung'sche Analytikerin vor 20 Jahren dies weder in der Diagnose, noch ins Behandlungskonzept aufgenommen hatte. „Sie hatten doch eine Frühstörung“, sage ich zu einem Mann, der eine frühere Behandlung bei einem jung'schen Analytiker, der die spezielle Übertragungssituation völlig ausser acht liess, abgebrochen hatte. Sie verstehen sicher, was ich meine. Es gab natürlich Problemstellungen, die man vor 50 Jahren einfach noch nicht im Auge hatte, aber jetzt könnte man sie im Auge haben. Auch in dem nach Jung entwickelten Konzept der Gruppen- oder auch der Familiendynamik, ist der jeweils Abgelehnte der Symptomträger des ganzen. Wenn einer oder eine kleine Gruppe sich von den andern abschottet, absondert, sich hinausgeekelt oder hinausgemobbt fühlt, fällt die unvermeidliche Rückfrage an die Zurückbleibenden: Wofür stand er? Standen sie? Was haben sie verkörpert, bzw. was liessen wir durch sie symbolisieren? Welche Rolle wiesen wir ihnen zu? Und sei es auch nur die Rolle der narzisstisch verwundbar Gewesenen, die sie uns besonders darstellten, so dass wir unser aller narzisstische Verwundbarkeit im Vergleich zu ihnen nicht mehr so stark wahrnehmen und bearbeiten mussten. Oder war es eine Macht-Ohnmacht-Dynamik, auf die sie besonders sensibel waren, und die wir anderen hinnahmen oder gar herunter spielten? Mussten wir sie im Vergleich zu ihnen selber nun nicht mehr wahrnehmen und nicht mehr bearbeiten? Ist das Thema Macht nun nicht mehr ansprechbar? In jedem System braucht es allerdings die Widersprechenden, die Oppositionellen, sonst kommen einfach nicht alle Aspekte zu Wort. Es war eine Offenbarung für mich, als wir im Englisch-Unterricht der Oberstufe, kurz nach Kriegsende, lernten: Es sei in England gewesen, wo die Opposition zuerst einen legitimen Platz im Parlament, einen Platz im demokratischen System des United Kingdom fand. Sie habe den Ehrentitel erhalten: „Her Majesty's opposition“. Könnte sich nicht, unter der Perspektive des grösseren Ganzen gesehen, eine jede Opposition, die sich beim Angegriffenen so leicht zum Feindbild verdichtet, als „her Majesty's opposition“ erweisen? Her Majesty: Hier wäre sie die Repräsentantin der jung'schen Psychologie als ganze!

Für grössere Gesellschaftssysteme hat Rolf Schwendter in den 80er Jahren eine Theorie der Kultur und Subkultur entworfen. Wobei er herausarbeitete, dass sich in jeder Kultur und Gesellschaft zunächst einige wenige Vertreter dessen fänden, was

dieser Gesellschaft zur Zeit am meisten fehlt, mangelt, was am tiefsten bei ihr im Schatten liegt; sogar dass die politische 68er Protest-Bewegung, aber auch die meditativ-spirituelle Bewegung als Gegengewicht anzusehen sei, gegen die Veräusserlichung auch der Kirchen, die bis in die Gegenwart reicht. Da es meist um allgemein Abgelehntes, Verdrängtes gehe, würden meist auch diejenigen, die es wieder ans Licht heben, zunächst abgelehnt. Dies wiederum radikalisiere diese, da sie kein Gehör fänden. Sie begännen, sich so stark zu artikulieren, dass sie nicht mehr überhört werden könnten, veranstalteten gleichsam ein öffentliches Geschrei, dem allenthalben widersprochen werde. Dadurch aber käme das Abgelehnte, Tabuisierte, im Schatten liegende schliesslich so stark ins Gespräch, dass viele, immer mehr, auch ein eigenes Bedürfnis in den Werten erkennen könnten, die diese kleine, radikale Gruppe vertritt. Es bildet sich also eine Subkultur heraus, die diese neuen Werte lebt. Oft radikalisiert sie sich noch, weil ihr der grössere Teil der Gesellschaft, geängstigt, noch immer widerspricht. Aber auch falls diese Gruppierung wegen ihrer Radikalisierung schliesslich zusammen bricht, bleiben doch die eingebrachten Lebenswerte, gemildert meist und nun für viele realisierbar geworden, in der Gesellschaft und Kultur künftig erhalten. Schwendter's Theorie rechnet wie Jung mit der Konstellation der eng enantiotropischen Gegenkräfte zum jeweils dominierenden Bewusstsein.

Es täte unserer Generation jedenfalls gut, wenn die autoritätskritischen und sozialkritischen Werte der sogenannten 68er erhalten blieben. Ehemals Feindbilder, machen sie doch in Gestalt des deutschen Aussenministers Joschka Fischer, als ehemaliger 68er, heute keine schlechte Figur. Er bekam soeben die Ehrendoktorwürde einer israelischen Universität, der von Haifa. Auch hier fragt man sich, wo dort das ehemalige Feindbild des Deutschen geblieben sei. Auch die Werte der spirituellen Bewegung, die sich einerseits in die traditionellen Grosskirchen hinein verzweigt und andererseits in der allgegenwärtigen Esoterikbewegung zu verblassen beginnt, werden uns hoffentlich nicht ganz verloren gehen. Auch hier in den umfassenden Bewegungen erkennen wir eine Art von „soul makers“ und von systemkritischen Berufspolitikern, gleichsam Klinikern der Gesellschaft wieder.

Eine jung'sche Psychologie, die ihre beiden Flügel bewusst zusammen hielte, den linken wie den rechten, hätte übrigens meines Erachtens einen hervorragenden Stand in unserer gegenwärtigen Gesellschaft und Kultur, die nicht so sehr sucht wie Sinn und Seelennahrung, Lebensphilosophie und Lebenskunst, die sie bei uns Jungianern jedoch – im Gegensatz zu manchen ideologischen Heilssystemen – durch eine ideologiekritische, auch selbstkritische an der Empirie orientierten Theorie und Praxis vermittelt finden könnte. Wir lägen gut im Wind, wenn wir unsere beiden jung'schen Flügel gebrauchten, aber nur dann wenn wir nicht an einem unserer Flügel lahmten, indem wir ihn für nicht relevant oder gar für nicht zugehörig erklärten. Eine jung'sche Psychologie und psychotherapeutische Praxis, die ihren linken und ihren rechten Flügel zu gebrauchen wüsste, und sie nicht gegeneinander ausspielte: Ja, die läge gut im Wind.